

Geologie-Studium 1989 – 1995

Zum Studium bin ich über einen kleinen Umweg gekommen. Denn eigentlich sah ich darin zunächst nicht meine Zukunft, als ich das Abitur in der Tasche hatte. Erst recht wollte ich nicht nach Tübingen. Dort hatte ein Großteil meiner Familie studiert, für meinen Lebensweg aber wollte ich neue Fußstapfen setzen und Fremdsprachen-Korrespondentin werden. Ein Jahr als Au-pair in Paris war der erste Schritt in diese Richtung.

Meine „Rebellion“ währte jedoch nur kurz. Noch während meines Frankreich-Aufenthalts setzte sich meine Faszination für die Erde, für Gesteine und ihre Entstehung durch, die ich schon in der Schulzeit gehegt hatte. In meiner Freizeit besuchte ich an der Sorbonne Vorlesungen zu Landeskunde und Mineralogie und fing an Fachliteratur zu lesen. Bald stand mein Entschluss fest, in Tübingen Geologie zu studieren und damit die „Tradition“ der Familie fortzusetzen: Sowohl meine Großeltern als auch mein Onkel waren dort am Geologischen Institut gewesen, und schon als Kind hatte mich beeindruckt, wenn sie von ihren Exkursionen und Auslandstätigkeiten erzählten.

Mein Vater hat sich über meine Entscheidung sehr gefreut und ermöglichte mir das Studium finanziell, wofür ich ihm sehr dankbar bin. Denn es war eine schöne Zeit, und ich möchte sie nicht missen, auch wenn ich heute nicht als Geologin arbeite.

Als ich im Sommersemester 1989 anfang, Geologie zu studieren, waren wir zwei Frauen – zwei von fünf Erstsemestern insgesamt. Später kam noch eine weitere Studentin dazu, damit hatten wir einen Frauenanteil von fünfzig Prozent erreicht, auf den wir immer sehr stolz waren. Denn das spiegelte keinesfalls die Regel wider: Im Wintersemester fingen damals normalerweise rund vierzig Erstsemester an, darunter gab es im Schnitt drei bis vier Studentinnen. Frauen waren also deutlich unterrepräsentiert am Institut und wurden, so hatte ich zumindest das Gefühl, deshalb besonders beäugt.

Dass ich während meines Studiums aufgrund meines Geschlechts Nachteile erfahren hätte, kann ich allerdings nicht sagen. Das Institut war wie eine große Familie, man kannte sich durch alle Semester hinweg und auch der Kontakt zu den Professoren war sehr gut. Bei der Auswahl für Seminare, Exkursionen und Kartierkurse wurde nach meiner Erfahrung kein Unterschied zwischen Männern und Frauen gemacht. Jedenfalls habe ich immer dort einen Platz bekommen, wo ich wollte. Um mir für Ausrüstung, Exkursionen und Auslandspraktika Geld zu verdienen, habe ich - wie viele andere auch - verschiedene Hiwi-Jobs am Institut angenommen. Auch da wurden keine Unterschiede gemacht. Die Tätigkeiten reichten vom Proben aufbereiten und Karten zeichnen über Bibliotheksdienste bis hin zur Betreuung von Gesteinskunde-Kursen. Gerade letzteres hat mir besonders Spaß gemacht - am meisten in unserem „Frauen-Kurs“: Geleitet wurde er von einer Doktorandin, betreut von einer Freundin und mir. In keinem anderen Kurs habe ich, was Vorbereitung und Vermittlung von Inhalten betrifft, ein so produktives Miteinander erlebt wie in diesem.

Was jedoch fehlte, waren Vorbilder auf höherer Ebene. Eine Professorin oder Assistentin gab es zu meiner Studienzeit in Tübingen nicht. Da waren einige Doktorandinnen, aber nach oben hin schien eine unsichtbare Grenze zu verlaufen. An der Fakultät hatte sich ungefähr zu der Zeit, als ich anfang mit Studieren, eine Frauenkommission gebildet, die versuchte, dies zu ändern. Ich kann mich noch an einen Erfolg erinnern, der während meines Studiums gefeiert wurde: Die Kommission hatte bewirkt, dass in Stellenausschreibungen die Aufforde-

rung an Frauen, sich zu bewerben, eingeflossen war mit dem Vermerk, die Fakultät sei bemüht, den Frauenanteil zu erhöhen. Außerdem war sie in Berufungskommissionen vertreten, allerdings nur als beratendes Mitglied.

Die Frauenkommission hatte außerdem eine Vitrine im Gang zum Hörsaal zur Verfügung gestellt bekommen, die sie zunächst mit Informationsmaterial über sich selbst und Veranstaltungen für Frauen bestückte. Diese Vitrine war bewusst in Lila-Tönen gehalten, was bei den männlichen Kommilitonen immer wieder Anlass zu Witzeleien bot. Ich weiß noch, dass ich mich maßlos darüber aufgeregt habe und mich in zahlreichen Gesprächen mit den Witze-Reißern auseinander gesetzt habe. Es wurden meist ernste Diskussionen daraus, die ich sehr positiv in Erinnerung habe.

Später hatte eine Doktorandin die Idee, die Vitrine für eine Wechsellausstellung über Frauen in der Geologie zu nutzen. Die Recherchen, an denen ich mich zum Teil auch beteiligt habe, zeigten immer wieder, dass hinter bekannten Wegbereitern der Geologie oft Frauen steckten, die selbst große Forscherinnen waren und ihre Männer in ihrer Arbeit unerstützten, aber selbst nie in der Literatur Erwähnung fanden. Dass die Frauenkommission darauf aufmerksam machte, hat mir sehr gut gefallen, zu den jeweiligen Ausstellungseröffnungen kamen leider fast nur Studentinnen und Doktorandinnen.

Richtig aktiv in dem Gremium, dessen Vorsitzender im übrigen immer der jeweilige Fakultätsleiter, also damals stets ein Mann, war, wurde ich selbst erst gegen Ende meines Studiums. Zu der Zeit gab es viele Studentinnen und Doktorandinnen mit kleinen Kindern, und wir haben versucht, einen Wickel- und Aufenthaltsraum für sie zu bekommen. Da es damals einige räumliche Umstrukturierungen gab, hatten wir zwischenzeitlich sogar Erfolg und richteten im ersten Stock einen solchen Raum mit Matratzen, Wickeltisch und ein paar Spielsachen ein. Der Gebäudetrakt, in dem sich der Raum befand, sollte allerdings zu Labors umgebaut werden, und als der Umbau anstand, war es auch nichts mehr mit dem Raum. In einem Nebengebäude, zwei Straßen weiter, bekamen wir in einem kleinen ungenutzten Bad Platz für eine Wickelaufgabe, das war alles. Enttäuscht hat mich allerdings, dass die Unterstützung von Studentinnenseite nicht besonders groß war. Auf unseren Aufruf, sich als Interessentinnen für einen Aufenthaltsraum zu melden, bekamen wir bloß zwei Rückmeldungen – obwohl es viele gab, die den „Übergangsraum“ nutzten. Die Gegenargumente der Raumplaner waren somit verständlich.

Auch wenn es keine direkt nachweisbaren Nachteile für Studentinnen gab, vermittelten mir doch immer wieder kleine Begebenheiten das Gefühl, man müsse besonders gut sein oder ein besonderes Verhalten an den Tag legen, um als Frau auch fachlich akzeptiert zu werden. Bei einer Exkursion habe ich zum Beispiel erlebt, dass sich der Dozent nur mit männlichen Studenten unterhielt. Selbst als ich Fragen stellte, beantwortete er diese, indem er die Kollegen ansah. Das hat mich sehr frustriert. Und ab und zu machten im Institut Sprüche die Runde, wonach Frauen doch lieber Kinder kriegen sollten anstatt Geologie zu studieren. Selbstverständlich war das nicht die Regel, aber solche Kleinigkeiten pieksten, und ich habe peinlichst genau darauf geachtet, keine Schwäche zu zeigen. Im Nachhinein ärgert mich das, und ich finde das auch nicht den richtigen Weg. Zumal ich bei Praktika in den USA und Frankreich erlebt habe, dass das Verhältnis zwischen den Geschlechtern völlig unverkrampft sein kann.

Die Geologie ist mittlerweile mein Hobby geworden. Denn als sich 1995 mein Studium dem Ende näherte, sah es für Geologen auf dem Arbeitsmarkt immer schwärzer aus. Also beschloss ich, mich umzuorientieren. Trotzdem habe ich das Studium nie bereut, ich würde auch heute wieder das Fach wählen.